



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

### Erstes Kapitel.

#### Sokrates und Xanthippe.

Hippias. Dein Freund scheint mir ein ungebildeter Mann zu sein.

Sokrates. Das ist er auch, mein lieber Hippias. Ein ganz ungebildeter Mann und um nichts sich kümmernd als das Wahre.



Stoktor Stahlhardt saß in seinem Arbeitszimmer und lachte laut. Er fuhr über seinen kahlen Schädel mit einer Geberde des Behagens hin, als wollte er alle Thorheit der Welt abwischen von der Stätte der Gedanken, strich durch seinen langen, grauen Bart, blickte mit den kleinen Augen, aus denen eine wahre Flut von Humor hervorleuchtete, zum offenen Fenster hinaus nach den ziehenden Wolken und lachte herzlich und anhaltend.

Da öffnete sich die Thür, und eine Dame trat herein, welche einen verwunderten Blick auf den Lachenden heftete. Sie war ebenso schön, wie der Gelehrte häßlich, und sein eselfarbener Rock, sein ganzer Anzug war ebenso altmodisch, nachlässig und fadenscheinig, wie ihre Toilette modern, sorgfältig gewählt und von Neuheit glänzend.

Nachdem sie ihn eine Weile betrachtet hatte, ohne daß er sonderlich Notiz von ihr genommen hätte, wich der Ausdruck der Verwunderung bei ihr einer eigentümlichen Miene, die der geduldigen Nachsicht mit den bekannten Sonderbarkeiten eines anderartigen Wesens zu entstammen schien, sie ging auf ihn zu, drückte einen Kuß auf die gewaltige, vorspringende Stirn und sagte:

Nun, mein altes Männchen, was lachst du denn so für dich allein?

Dr. Stahlhardt war inzwischen wieder ernst geworden, nickte ihr freundlich zu, antwortete aber nicht.

Die Dame zog einen der einfachen Rohrstühle, die in dem dürftig möblirten Gemache standen, neben den polirten, ungepolsterten Arbeitsstuhl des Gelehrten, legte ihre wohlgepflegte, volle Hand auf seine Schulter und wiederholte in einschmeichelndem Tone ihre Frage.

Ach, sagte er, mir fiel da etwas ein.

Dir fiel etwas ein? fragte sie. Willst du mir nicht sagen, was?

Er antwortete mit einem leichten Brummen, das in milder Form ausdrücken sollte, er wolle unbehelligt sein.

Sag es mir doch, wiederholte sie noch einmal, sag mir doch, warum du lachtest, damit ich auch lachen kann.

Wenn ich dächte, daß du auch darüber lachen würdest, hätte ich es dir schon gesagt, erwiederte er.

Ein Blitz des Mergers zuckte aus ihren dunkelblauen Augen hervor, und die schmalen, roten Lippen verzogen sich.

Ich verstehe überhaupt nicht, sagte sie, wie ein vernünftiger Mensch für sich allein lachen kann.

Der Gelehrte stieß ein schwaches Grunzen aus.

Ich bin wirklich der Fröhlichkeit nicht abgeneigt, fuhr sie fort, während ihre Wangen sich mit lebhafterem Rot färbten; ich verstehe auch einen Witz sehr gut, obgleich du das zu bezweifeln scheinst. Ich glaube sogar, daß ich öfter lache als du. Aber wie man lachen kann, wenn man allein ist, das ist mir unfaßbar.

Daran eben kannst du schon erkennen, liebe Clara, daß wir beiden über ganz verschiedene Dinge lachen.

Nicht wahr, sagte sie rasch, du über ungeheuer tiefe Dinge, ich über Trivoltitäten.

Nun, nun, sagte er.

O, wenn du es mir nicht sagen willst, so weiß ich es schon: du hast über mich gelacht.

Bah!

Ich kenne dies Lachen, es hat etwas beleidigendes für mich. Du lachst stets über mich. Aber ich bitte mir wenigstens aus, daß du mir Rede stehst.

Mein liebes Kind, sagte der Gelehrte, indem er sich erhob und nach seinem Hüte griff, es ist heute ausnahmsweise so schönes Wetter, daß ich gern noch eine kleine Promenade machte, um mich des frischen Grüns zu erfreuen.

Die Röte auf den von Leidenschaft erregten Zügen der schönen Frau machte einer plötzlichen Blässe Platz. Sie kämpfte ihre Bewegung nieder und sagte nach einer Pause mit ruhiger Stimme: Bitte, geh nicht fort, Ephraim, das kann ich nicht ertragen.

Ich will nicht die Frau sein, fuhr sie fort, als er an der Thür umkehrte und sich wieder in den Sessel setzte, ich will nicht die zänkische Frau sein, die ihren Mann aus dem Hause treibt.

Er fuhr mit seiner knochigen Hand leise über ihr üppiges, tiefblondes Haar und sagte: Zur Belohnung dafür, liebe Clara, und zugleich zu deiner Beruhigung will ich dir auch Antwort auf deine erste Frage geben. Siehst du dies kleine Buch?

Und darüber gerietest du so in Heiterkeit?

Dies kleine Buch enthält die Erläuterungen, welche mein ehemaliger philosophischer Freund zu Kants Kritik der reinen Vernunft geschrieben hat.

Warum ist denn das lächerlich?

Liebe Clara, ich lachte, weil ich bei Lektüre dieser Erläuterungen so recht deutlich sah, wie fest die Menschen in der ihnen angeborenen Haut stecken.

Clara zuckte ungeduldig die Schultern.

Er ist ein großer Freund der Philosophie, fuhr der Alte fort. Er hat den Spinoza erklärt, den Descartes, den Bacon, ja sogar den Plato. Ich glaube, er will sie alle einschlagen, die Denker der Menschheit. Rock, Hose und Weste schneidet er sich aus der Metaphysik. Er walzt die Ideen platt wie Kuchen und präsentiert sie dem großen Publikum säuberlich auf einem Brett. Er kennt den Streit zwischen Plato und dem Dionys, und giebt dem letztern Recht. Er hat die Gespräche des Sokrates mit den Sophisten gelesen und steht im Herzen auf Seiten der Sophisten. Das ist es, was mich lachen machte.

Ja, bemerkte sie kalt, du findest an allen Gelehrten etwas auszusetzen, aber ich sehe immer noch nicht das große Werk, das dich selbst berühmt und reich gemacht hätte.

Die Sophisten nämlich, sagte Dr. Stahlhardt, seinen eindringlichen Blick fest auf ihr Gesicht richtend, waren solche Leute, die durch die Wissenschaft reich und berühmt wurden. Sie waren Doktoren und Professoren, Konsistorialräte, Studienräte, Regierungsräte, Staatsräte, Legationsräte und Geheimräte im alten Griechenland. Im Knopfloch ihres Chiton trugen sie den lakedämonischen Löwenorden, den athenischen Fuchsorten, den Stierorden von Theben und das goldne Lamm von Arkadien. Aber um die Wahrheit kümmerten sie sich nicht. Sokrates dagegen war ein Mann, den sein Freund Alkibiades mit den Silenen vergleicht, wie sie die Bildhauer verfertigten, rohe Figuren mit Hirtenpfeifen oder Flöten. Diese plumpen und lächerlichen Gestalten konnten geöffnet werden, und inwendig bargen sie Götterbilder. So sagt auch mein Freund Nabelais, den du nicht lesen magst, wer Sokrates nur mit den Augen betrachtet habe, der würde wohl keine Zwiebelchale für ihn gegeben haben, so häßlich sei sein Körper gewesen, so lächerlich seine Manieren, so stier sein Blick, so einfältig sei er in seinen Sitten gewesen, so bäurisch in seiner Tracht, so arm an Geld und Gut, so unglücklich bei den Weibern, so untauglich zu jedem Amte der Republik.

Und immer habe er gelacht, sich mit jedem gemein gemacht und seine göttliche Weisheit allezeit versteckt. Aber hätte man diesen Silen geöffnet, so hätte man gefunden: einen übermenschlichen Verstand, bewunderungswürdige Tugenden, unbefiegbaren Mut, unvergleichliche Enthaltbarkeit, eine gewisse innere Befriedigung, vollkommene Sicherheit seiner selbst und eine unglaubliche Verachtung alles dessen, um was die Menschen wachen, laufen, sich mühen, seefahren und kämpfen.

Die Dame empfand ein sichtbares Mißfallen an dieser Schilderung und gab sich keine Mühe, es zu verbergen. Das Bild, welches von Sokrates entworfen wurde, imponirte ihr durchaus nicht, und Nabelais war ihr widerwärtig. Sie beklagte tief den plebejischen Sinn ihres Mannes.

Das sind lauter Stiche auf mich, entgegnete sie, aber ich möchte wohl einmal diese Wahrheit kennen lernen, von der du so viel Wesens machst. Wenn sie etwas wert wäre, so würde sie doch auch wohl zu etwas führen. Es wird doch alles seinem Werte nach gewürdigt in der Welt, und ich habe immer das Ge- rede über mangelnde Anerkennung von Seiten der Welt für ein testimonium paupertatis der Einfalt und Ungeheißlichkeit gehalten. Muß man sich denn nur immer ablehnend verhalten? Ist denn alles nichts? Sind denn alle die berühmten Männer der Wissenschaft, die in hohen, angesehenen Stellungen sind, Sophisten, die sich um die Wahrheit nicht kümmern?

Meine geliebte Clara, sagte der fahlköpfige Mann, behaglich schmunzelnd und den Bart streichelnd, du weißt vielleicht selbst nicht, wie gut du sprichst, und wie sehr ich dafür dankbar sein muß, daß du dir die Mühe giebst, mich immer von neuem wieder auf den rechten Weg zu weisen, indem du hier in meinem kleinen Arbeitszimmer die Rolle des ganzen großen Publikums übernimmst und in deiner einzigen, kleinen, wohlgebildeten und verführerischen Person alles das repräsentirst, was der Teufel Christo auf dem hohen Berge zeigte.

Die schöne Dame ward so von Aerger bewegt, daß ein Zittern ihren Körper durchflog. Aber so mächtig war doch die Gewalt der Persönlichkeit ihres Mannes, daß sie wiederum die Leidenschaft, von der sie durchtobt ward, bezwang und nach einer Weile mit demüthigem und schmeichelndem Tone sagte: Du bist ein so gescheidter Mann, daß ich natürlich keine Disputation mit dir führen kann. Wenn ich dergleichen sage, so ist es ja doch nur in dem Gefühl der Entrüstung darüber, daß ein Mann wie du, der klüger und besser ist als alle, die ich kenne, nicht so gewürdigt wird, wie er müßte. Und das ist auch kein selbstsüchtiges und kleinliches Gefühl, denn du mußt mir selbst zugestehen, daß du für deine Mitmenschen mehr leisten könntest, wenn du in einer hohen Stellung wärest, wo du deinen Ideen zum Wohle andrer Nachdruck geben könntest. Ein unbekannter Gelehrter kann die größten und tiefsten Wahrheiten lehren — niemand achtet darauf. Aber ein hochgestellter Mann, oder auch nur ein weitbekannter Schriftsteller übt eine große Macht aus. Du kannst der Wahrheit nur dann

nützen, wenn die Leute dir auch glauben, und sie glauben nur demjenigen, der allgemein verehrt wird. Die Menschen sind einmal so, daß sie nach dem Schein gehen, und wer ihnen segensreich werden will, darf deshalb den Schein nicht verachten. Ich weiß sehr wohl, daß alle äußere Stellung nur Tand ist und daß es auf die Wahrheit allein ankommt, aber wenn ich sehe, daß die Wahrheit nicht durchschlägt, wenn ihr die Reklame fehlt, so halte ich es für die Pflicht eines bedeutenden Mannes, Reklame zu machen. Das ist wohl nicht schön gesagt, aber ich weiß mich einmal nicht so auszudrücken, wie es dir passen würde. Ich will nur sagen, daß jemand, der wirken will, zunächst dem Urteile der Welt zu Gefallen sein sollte, und dann, wenn er so gestellt ist, daß er alles sagen darf, dann mit seiner wahren Meinung hervortreten sollte. Denn dann wird man ihm auch solche Dinge glauben, die ihm als Niedrigstehendem nur Verachtung eintragen würden.

Eva, Eva, entgegnete er lächelnd, hast du nach sechsundzwanzigjähriger Ehe noch nicht gemerkt, daß ich deine Äpfel nicht nehme?

Sag mir nicht so bittere Dinge. Ich bin dir immer eine treue Gattin gewesen und habe dir und unsern Kindern durch meine von dir verachtete Weltflucht oft genützt.

Wie wollte ich das leugnen? sagte er freundlich und fuhr wieder zärtlich über ihr Haar hin.

Du heiratetest mich, als ich so arm war wie eine Kirchenmaus, und du dachtest in deinem Edelmutte nicht an die Nachteile, die eine so elende Partie dir bringen mußte. Ich fürchte fast, du hättest mich nicht genommen, wenn ich nicht eine gar so sehr des Mitleidens würdige Figur gespielt hätte. Bist du doch so wenig angreifbar für gewöhnliche irdische Empfindungen! Es schien dir nicht einmal recht zu sein, als ich einiges Vermögen erbt und als wir in den Stand gesetzt wurden, unser Leben bequemer einzurichten. Du behieltest immer deine alte Einfachheit bei, als wären wir die ärmsten Leute. Ich will darüber nicht mit dir streiten, aber daß wir unsern Kindern eine bessere Zukunft sichern können, das muß dich doch auch freuen.

Ob das Leben des Menschen ein besseres oder schlechteres war, das sieht man, wenn er stirbt.

Clara zuckte unmutig.

Es muß dir doch lieb sein, sagte sie, daß unser Alfons in eine vornehme Carrière gekommen ist, und du kannst nicht verlangen, daß auch er wie du und Ephraim ein Weltweiser sei. Du hast immer etwas auf Alfons, aber mir ist es lieb, daß er ist, wie er ist, lebenslustig und energisch. Ein braver Mann kann er darum doch bleiben, wenn er auch ein flotter Offizier ist.

Der Gelehrte wiegte den Kopf.

Alfons ist ein schwankendes Rohr, sagte er, und er ist vielen Verführungen ausgesetzt.

Alfons hat ein gutes Herz.

Ein gutes Herz? So? Ich lege auch Wert auf den Kopf.

Alfons hat einen sehr guten Kopf.

Das ist deine Meinung. Ich finde aber, daß sein Charakter nicht günstig balancirt ist. Auf die Grundsätze kommt es an.

Alfons hat die besten Grundsätze.

O ja, aber jeder Wind bläst sie fort.

So trübe uns die Schuld. Wir haben ihn erzogen. Aber ich denke doch, wir haben keine Mühe versäumt, ihn gut zu erziehen!

Liebe Clara, es stünde schlimm um die Eltern, wenn sie für ihre Kinder so verantwortlich wären, wie du meinst. Beruhige du dich darüber. Der Charakter ist dem Menschen angeboren, und keine Erziehung kann daran etwas ändern. Nur äußerliche und unbedeutende Eigenschaften lassen sich erlernen, im ganzen aber wird ein unnützer Mensch immer unnütz, und ein tüchtiger immer tüchtig bleiben.

Und Alfons ist ein tüchtiger Mensch, sagte die Mutter mit leuchtenden Augen. Er hat das beste, was ein Mann haben kann, er hat Ehrgeiz, und mit Stolz kann ich sagen, daß er den von mir geerbt hat.

Der Gelehrte sah sie mit einem traurigen Lächeln an.

O, wie ich wünschte, daß du auch etwas Ehrgeiz hättest, fuhr sie fort. Du hast alles, was dir eine glänzende Laufbahn sichern könnte. Alle Menschen, die dich kennen lernen, sind entzückt von deinem Geiste, obwohl du sie so abstoßend behandelst, daß sie gar nicht wagen, sich dir zu nähern. Haben wir nicht in der Literatur die besten Verbindungen? Wolltest du nur einmal etwas schreiben, was den Leuten gefiele, es würde sofort berühmt gemacht werden. Es brauchte nicht einmal etwas besonderes zu sein — im Gegenteil. Alle diese Sachen, die jetzt so viel Glück machen, wenn du sie näher ansiehst, ist nicht viel dahinter, und ich wundere mich oft, daß die Menschen sie lesen. Und selbst im Staatsdienst! Noch jetzt, wenn du nur wolltest, könntest Du in die glänzendste Position kommen; das weiß ich aus sicherer Quelle.

Wirklich?

Du kannst dich darauf verlassen. Du brauchtest es nur auszusprechen, so würde man dir eine Professur der National-Oekonomie geben. Mein Bruder Balduin hat es mir mehr als einmal gesagt.

Der Alte lachte. Denkst du nicht daran, was der chinesische Weise sagt:

Reichthümer und Ehren sind wie ein lustiger Traum der fünften Nachtwache;

Beförderung des Verdienstes gleich einer vorüberschwebenden Wolke.

Nimm nicht ein goldenes Halsseisen, deinen Nacken darein zu stecken,

Noch ein Schloß von Edelstein, die Kette an deinem Fuß damit zu verschließen.

Nach laß den weisen Chinesen und sei vernünftig! Balduin wäre der Mann, uns thätig zu helfen. Er hat so viel Einfluß und die freundlichste Gesinnung

gegen dich. Es hat mich oft verdrossen, daß du ihn mit solchem Hohn, mit solcher abweisenden Kälte behandelst, während er dir stets liebevoll entgegenkam. Ich bewundere seine Gutmütigkeit, daß er trotzdem immer mit Achtung und Wohlwollen von dir spricht und zu jeder Gefälligkeit bereit ist.

Habe ich je eine Gefälligkeit von ihm angenommen?

Du freilich nicht, und ich auch nicht, wenn auch . . .

D sprich nur aus. Ich weiß es wohl, er ist es, der dein Herzblatt Alfons protegirt. Er und vielleicht auch noch ein anderer, der große Macht im Staate besitzt. Ich hätte nicht gedacht, daß die Verwandtschaft so aufblühen und gewaltig werden würde. Postausend, jetzt sind Reichstags-Mitglieder, Aufsichtsrats-Präsidenten, Fürsten der Börse unsre Vettern!

Du hast dich nicht darüber zu beklagen. Ich dächte, du wüßtest, welche Schwierigkeiten es gemacht hat, Alfons zum Offizier ernennen zu lassen. Du darfst es mir nicht übel nehmen, wenn ich sage, daß deine israelitische Abstammung nicht förderlich war. Wenn du selbst unsre einflussreichen Konnexionen verschmäht, so sollen sie doch den Kindern zu Gute kommen. Du denkst wohl nicht daran, welche Aussichten unsre Kinder durch eben diese Verbindungen haben.

Was für Aussichten meinst du?

Habe ich es dir nicht schon oft auseinandergesetzt und dich gebeten, mit Balduin gemeinsam vorzugehen, damit unsre Hoffnungen sich realisiren? Es ist meiner Meinung nach hohe Zeit, etwas zu thun, damit unsre Familien sicher gestellt werden. Der Onkel Lovendal feiert in wenigen Monaten seinen siebenzigsten Geburtstag, und er leidet an der Gicht. Wenn er stirbt und wir leer ausgehen, so ist es deine Schuld.

Meine liebe Clara, die Ansprüche, die du an eine Erbschaft des Onkels Lovendal erheben zu können vermeinst, sind durchaus vager Natur.

Durchaus nicht! Du kannst es vor jedem Gericht beschwören, daß ihm dein Vater tausend Thaler geliehen hat, und daß er versprochen hat, sie ihm mit Zins und Zinseszins zurückzuzahlen. Wenn ich nun berechne, in welcher Weise der Onkel Lovendal seine Geschäfte betreibt, so sind jetzt aus den tausend mindestens fünfhunderttausend Thaler geworden. Die soll er uns hinterlassen oder keine Ruhe im Grabe finden!

Was das für thörichte Reden sind! entgegnete der Alte. Wir wissen gar nicht, ob Lovendal das Geld nicht schon längst an meinen Vater zurückgezahlt hat. Und mit solchen Phantasien, die nur auf Geldgier und auf die Verehrung vor dem ungeheuren Lovendalschen Vermögen gegründet sind, machst du dir das Leben schwer und reizest Alfons zu kavaliermäßigem Auftreten an, das ihn schließlich noch zu Grunde richten wird. Ich sage dir ein für alle Male, ich will von der Geschichte nichts wieder hören. Ich will kein Geld von Lovendal erben, denn es ist der Schweiß von Millionen armer Menschen, den er in goldene Millionen verwandelt hat, und Balduin mit seinen Bankpekulationen und politischem

Phrasentum ist mir viel zu erbärmlich, als daß ich mit ihm gemeinsam irgend etwas unternehmen möchte.

Das ist wieder einmal der ganze Stubengelehrte und Bücherwurm, der alles außer seinem Foliantenstaub verachtet! rief Clara mit bitterm Lachen. Wie kannst du so hochmütig sein! Was verlachst du Männer, die erreicht haben, was du niemals erreichen wirst! Als deine Schwester Rahel sich mit Balduin verlobte, war er so unbedeutend wie du, ein einfacher Referendar. Und, wie du sagst, jetzt ist er Reichstags-Abgeordneter und Präsident eines Aufsichtsrats. du bist noch immer, was du damals warst, du beschäftigst dich mit Philosophie und sogar mit Phrenologie.

Sogar mit Phrenologie? Was willst du damit sagen?

Damit will ich sagen, daß du nichts erreichen wirst. Die Phrenologie wird niemals etwas machen.

Mich dünkt doch, liebe Clara, du selbst hättest mir des öftern gesagt, daß du von der Wahrheit der Phrenologie überzeugt wärest, weil du die Erfahrung gemacht hättest, daß bei allen deinen Bekannten die Beobachtungen zuträfen, die du an ihren Köpfen gemacht hättest.

Frau Clara warf ihm einen mitleidigen Blick zu.

Aber liebster Ephraim, sagte sie, das ist ja eben der Grund, warum die Leute nichts davon wissen wollen. Schon die Philosophie ist unpopulär, die Phrenologie aber ist es noch viel mehr. Und auf diese beiden Fächer mußt du dich gerade werfen! Glaubst du denn, es sei angenehm für die Menschen, daß es eine Wissenschaft gibt, mittels deren man ihnen ihre Charaktere von außen ablesen kann, während sie ihr ganzes Leben lang sich bemühen, für tugendhaft und edel zu gelten?

Du bist aber eine entseßliche Pessimistin, Clara, während du noch vorhin so optimistische Ansichten äußertest und meintest, es würde in der Welt alles nach seinem Werte gewürdigt. Nein, ich denke höher von den Menschen. Wenn auch die große Menge nichts von dieser wichtigen Sache wissen will, so werden sich doch unter den Ärzten und Naturforschern Männer finden, die ihre Bedeutung einsehen. Laß mich nur erst mein Werk fertig haben, worin ich ihnen beweise, daß alle ihre Gehirn- und Geistesstudien ohne Erfolg bleiben müssen, so lange sie nur ein einziges Gehirn kennen anstatt die Gehirne in ihrer Verschiedenheit zu beobachten.

Frau Clara schüttelte den Kopf. Dies unglückselige Werk! sagte sie. Es wird dir den letzten Rest von Achtung unter den Gelehrten rauben. Daß du die Welt theoretisch so gut und praktisch so gar nicht kennst! Ich sehe dich noch in deiner Unterhaltung mit dem Ministerial-Direktor des Cultus-Ministeriums, von dem ich wußte, daß er dir eine Professur anbieten wollte; da mußt du Unglücksmensch auf die Phrenologie kommen und sagen, ein starker Hinterkopf deute auf Stärke der tierischen Triebe. Der Mann hatte selbst den

dicksten Hinterkopf, den ich je gesehen habe. Du aber dachtest natürlich gar nicht daran.

Der Alte lachte.

Und du bildest dir ein, fuhr Frau Clara fort, die Aerzte und Naturforscher werden sich freuen, wenn du ihnen nachweisest, daß sie in ihren wichtigsten Untersuchungen auf dem falschen Wege sind? Hast du denn nur gar nichts gelernt aus dem Streite, den Scheve mit den Männern der Wissenschaft hatte? Scheve war viel praktischer als du, und auch er hat nichts erreicht als Hohn. Ich bitte dich flehentlich, Ephraim, laß ab von deinem Suchen nach der Wahrheit! Es macht uns alle unglücklich. Sieh Irwischs an. Deine Schwester lebt in den glänzendsten Verhältnissen, sie hat einen der gesuchtesten Salons der Stadt, für sie und ihre Kinder gibt es nichts unerreichbares von allem Schönen, was die Welt bietet.

Das ist ja eine glückliche Familie.

Du meinst das ironisch, aber ich finde, daß es in der That so ist. Irwischs sind glücklich. Sie sind ganz andre Leute als wir.

Wenn Sie nur andre Schädel hätten! sagte der alte Gelehrte nachdenklich.

Ach, bah! rief Clara, Unsinn! Bei so viel Geld kommts auf den Schädel nicht mehr an. Und, offen gestanden, ich finde es nicht hübsch von dir, daß du immer etwas auf sie bringen willst. Und überhaupt finde ich es lächerlich, wenn jemand aus einer dunkeln Ecke heraus wie eine Gule die Welt verachtet. Ich verachte sie nicht. Mir ist es nicht gegeben. Ich gestehe, daß ich gern vornehm und reich wäre. Ich bin auch der Meinung, daß deine Philosophie im Grunde nur ein armseliges Trostmittelchen ist, gut für Leute, die es zu nichts gebracht haben, aber verächtlich für einen energischen Geist.

Aber nun, sagte der Gelehrte, sich erhebend, ist es doch wohl Zeit, spazieren zu gehen. Die schöne Zeit verrinnt, schon sinkt die Sonne.

Willst du mich denn wahnsinnig machen? rief sie. Das ist so deine Manier! Erst bringst du mich in die höchste Aufregung, und dann gehst du fort, und ich muß alles in mir selber auskochen! So erwiedere doch nur etwas, so widerleg mich doch nur, wenn ich Unrecht habe! Schlage mich, wenn du willst, tritt mich mit Füßen, nur geh nicht fort, es macht mich rasend!

Aber der Alte hatte schon den breitkrämpigen Strohhut auf seinen kahlen Schädel gestülpt, das Zimmer verlassen, und bald darauf sah sie, an das Fenster stürzend, seine große eckige Gestalt schweren Schrittes in der Straße gehen.

Sie ergriff ein Glas voll Wasser, das ihr zur Hand stand und goß ihm den Inhalt von oben über den Kopf.

Antworte! rief sie kreischend hinab.

Der Alte schüttelte sich und schwenkte seinen nassen Hut. Meine Clara ist heute nicht bei Laune, murmelte er, und schritt gelassen weiter.

Ein paar Straßenjungen, die die Scene beobachteten, stießen ein Triumphgeschrei aus, und die Vorbeigehenden blickten sich verwundert um.

Sokrates und Kanthippe, sagte lachend ein Student zu seinem Freunde. Er hatte ein sanftes, gutherziges Liebchen und fühlte sich hoch erhaben über verheiratete Männer.

## Zweites Kapitel.

### B. I.

*Femineo praedae et spoliorum ardebat amore.*

Der Lieutenant Alfons Stahlhardt, über dessen Anlagen und mutmaßliches Geschick seine Eltern so sehr verschiedener Meinung waren, befand sich an demselben Abend im Allianz-Klub, wo ein Souper zu Ehren der Sängerin Chepa de Molini nach der Oper stattfinden sollte. Er hatte eine Caprice für diese spanische Dame gefaßt und sich deshalb über finanzielle Bedenken hinsichtlich des Allianz-Klubs hinweggesetzt.

Es war ein sehr teurer Klub, und es verkehrten dort fast nur Leute der ersten Gesellschaft, Mitglieder des höchsten Adels und der hohen Finanz; aber Alfons ward von einer starken Lust getrieben, auch dazu zu gehören. War er doch Offizier und als solcher einer jeden Gesellschaft ebenbürtig.

Nur mit dem Gelde hatte es seine Bedenken.

Er war in einer Lage, die ihm oft qualvoll erschien. Er hatte das Bestreben, zur besten Gesellschaft zu gehören, ward darin stets von seiner Mutter unterstützt, sah aber wohl ein, daß er bis jetzt noch nicht heimisch in derselben geworden war, während er es doch schon dahin gebracht hatte, mit Leuten umzugehen, die mehr Geld ausgaben, als er selbst aufbringen konnte, und während er sich dabei seinen Kameraden, die auf einfacherem Fuße lebten, entfremdet hatte. Es war ihm zuweilen so, als hätte er sich zwischen zwei Stühlen auf den Boden gesetzt.

Seine Mutter half ihm nach besten Kräften mit Geld, ohne daß sein Vater davon wußte, aber auch ihre Hilfsquellen hatten eine Grenze, und er wagte nicht, ihr zu gestehen, daß er trotz allen Zuschusses Schulden hatte. Seinem Vater wagte er mit seinen Sorgen und Plänen gar nicht vor die Augen zu treten, denn er wußte ganz gut, daß sein Vater alles das verachtete und für gänzlich erbärmlich hielt.

Alfons fühlte sich auch in seinem Stande nicht recht glücklich. Er hatte sich im Kriege gut benommen, stand verhältnismäßig gut in der Anciennetät, war aber immer noch Seconde-Lieutenant und betrachtete ungeduldig die lange Reihe von älteren Kameraden vor sich. Wohin sollte das führen? Wann sollte

endlich ein Erfolg kommen? Immer Dienst thun, immer exerciren, immer auf zwei Beinen im Straßenstaub laufen, ohne eine glänzende Aussicht und für eine elende Gage, das war keine Carrière, wie er sie sich wünschte. Er fühlte genug Talent in sich, um es weit zu bringen, aber er wußte, daß es für sein Fortkommen ganz gleichgiltig war, ob er mehr oder weniger Talent hatte. Es ging nach der Reihe. Er dachte von den meisten Kameraden, sie seien nicht so klug wie er, aber sie avancirten gerade so gut. Er hatte es nun glücklich erreicht, zur Kriegs-Akademie kommandirt zu werden, aber es blieb immer noch sehr fraglich, ob er in den Generalstab käme. Er dachte mit Schrecken an die mächtige Konkurrenz so vieler Leute aus vornehmen und einflußreichen Familien.

Was er thun konnte, das that er. Er war sorgfältig, nicht nur in seinem Dienste, sondern auch in seinem außerdienstlichen Verhalten, und versäumte keine Gelegenheit, sich bei den höheren Vorgesetzten in ein günstiges Licht zu setzen. Er besuchte die Häuser einiger namhaften Professoren und war bekannt mit berühmten Künstlern, so daß er in der Unterhaltung über Gegenstände der Kunst und Wissenschaft stets ein Urtheil abgeben konnte, dem man anmerkte, es sei an der Quelle geschöpft. Er ging in fashionable Gesellschaften, zeigte eine Liebe zum Sport, die ihm nicht ganz natürlich war, kurz, er war alles in allem ein kleines Muster von Vollkommenheiten, aber — er hatte stets das Gefühl, daß ihm alles das möglicherweise doch nichts nütze, und wenn er seinen Vetter Amadeus Freiherrn von Lovendal sah und bedachte, was für Pferde dieser ritt und fuhr, wie er wohnte, aß und trank, und daß er demnächst eine Gräfin heiraten werde, so bereute er, nicht auch Banquier geworden zu sein und erinnerte sich mit stiller Wut der Erzählung seiner Mutter, daß das Lovendalsche Vermögen zum größten Teil von einer Summe herrühre, die sein Großvater dem alten Lovendal geliehen und nie wieder bekommen habe.

Er ließ sich solche Ansichten freilich nicht merken und that im Gegentheil so, als verachte er alle Stände, die dem Erwerbe nachgingen, gefiel sich besonders den väterlichen Verwandten gegenüber in der Rolle eines Eid Campeador oder eines Roland, dem nichts von Wert ist als „sein Roß und sein Schwert und der Minne zu dienen“, aber es war das nur gute Miene zum bösen Spiel, und anderen Verwandten gegenüber machte er bisweilen seinem Herzen Luft, indem er von glänzendem Glend sprach und auf Protektionen, Konnexionen und den Adel schalt.

Eine stille Hoffnung, daß schließlich alles doch noch eine gute Wendung nehmen werde, indem der alte Krösus Lovendal in seinem Testamente die von Frau Clara berechnete halbe Million Thaler den Familien Stahlhardt und Irrwisch zuwenden werde, gab ihm in dieser Lage der Dinge immer wieder neuen Mut auf dem alten Wege.

Die Sängerin Molini, für die er sich jetzt begeistert hatte, war als Gast an der Oper, und die Stadt hallte wieder von ihrem Lobe. Der Militär-

Attaché der österreichischen Botschaft, Fürst von Czit-Czent-Király, eine Autorität auf den Gebieten des Sports und der Kunst, hatte erklärt, daß alles, was die Welt bisher gehört und gesehen habe, „nur a Schmarrn, nur a Jek'n“ gegen die Sennorita Chepa sei, die gesammte goldne Jugend stimmte ihm zu, und alle andern Leute sprachen es nach und liefen ebenfalls in die Oper, wie denn die Bevölkerung mancher Städte einmal so sonderbar beschaffen und geartet ist, daß eine kokette Tänzerin oder ein tüchtiger Luftspringer oder ein schachspielender Automat oder ein großer Chinese mehr Zulauf haben, als der beste und treueste Prediger des Evangeliums.

Im Allianz-Klub ward die Sennorita heute Abend von der Frau von Blankendorff eingeführt.

Einige Mitglieder des Klubs freilich zuckten die Achseln über diese Einführung und hielten sich darüber auf, daß gerade Frau von Blankendorff dazu berufen sei, während sie selbst sich auf eine ziemlich unerklärliche Weise im Klub befand. Sie trugen einen guten Namen, die Blankendorffs, aber man raunte sich über sie allerhand ins Ohr.

Es giebt Personen in der Gesellschaft, die von gutem Adel sind, aber nicht genug Geld haben, um das Vergnügen, dem sie beständig nachjagen, selbst zu bezahlen. Sie tragen die Titel vornehmer Familien, und man kann ihnen das Recht darauf auch nicht bestreiten, aber sie haben ein bestimmtes Etwas an sich, was nicht den echten Goldglanz hat. Sie gleichen dem Schaum des Champagners, sie sind wie Blüten auf Drahtstielen, sie haben keinen Bestand, sie verflüchtigen sich leicht, sie verschwinden schnell, aber sie sind ein notwendiger Bestandteil des Ganzen und überall zu finden in der feinen Welt. Sie haben feine Manieren, eine raffinierte Bildung, aber vertragen kein ernstes Gespräch, und ihre Moral ist fadenscheinig. Sie sind dienstfertig und entgegenkommend, aber man würde ihnen nicht ohne Sorge eine wichtige Sache anvertrauen. Sie fahren in den Equipagen ihrer Freunde, sitzen in deren Logen, essen deren Dinners, aber sie sind zu stolz, um das Aussehen armer Verwandten zu haben. Sie würden gern etwas geschenkt nehmen, wenn es im Dunkeln geschehen könnte, sie würden am Ende auch wohl stehlen, wenn sie sicher wüßten, daß es erst am jüngsten Tage herauskäme. In der Freundschaft gleichen sie dem Triebsand an den Meeresküsten. Roß und Reiter werden dort hinabgezogen.

Zu diesen Anhängeln, Randverzierungen und Auswüchsen des Adels gehörten auch Frau von Blankendorff und ihr Mann. Niemand wußte zu sagen, wovon sie lebten. Genug, sie lebten und zwar in der elegantesten Weise. Sie waren ein ungelöstes Rätsel, wenigstens ein Rätsel, dessen Lösung nicht öffentlich bekannt war, und wenn es wirklich Leute gab, welche sie kannten, so waren diese zu gutmütig oder zu großherzig oder zu interessirt bei der Geheimhaltung.

Blankendorffs also führten die Sängerin ein, und es war ein pikantes Bild, als Billi von Blankendorff neben Chepa de Molini auftrat. Die Sängerin war

klein und voll, von dunkler Haut, durch die das Blut hindurchschimmerte, mit blauschwarzen Augen und Haaren. Sie trug ein gelbes seidenes Kleid mit roten Rosen, und um die Schultern ein schwarzes Spitzen Tuch. Die andere war schlank und überragte die Spanierin um einen ganzen Kopf. Sie hatte eine blasse Gesichtsfarbe, etwa wie Elfenbein, nur mehr ins Graue spielend, oder wie eine verwelkte Theerose. Auch ihre Augen waren dunkel, doch konnte man nicht sagen, in welcher Farbe. Sie hatten einen sonderbar aus Müdigkeit und Leidenschaft gemischten Ausdruck und leuchteten beinahe unheimlich, als sie suchend die Gesellschaft durchstreiften. Ihr Haar hatte jenes dunkle Blond, das in der Masse schwarz aussieht, während die einzelnen Haare wie Bronze schimmern. Sie war ganz in Schwarz gekleidet und trug in ihrer hoch aufgetürmten Frisur einige funkelnde Steine.

Herr von Blankendorff folgte den beiden Damen. Er war ein Mann mit undurchdringlichem Gesicht, starker Glaze und blondem Vollbart.

Die Erscheinung der Sängerin, der zu Ehren die Vereinigung stattfand, rief eine gewisse Sensation hervor, und außer Alfons, der ihr sogleich entgegen ging, umdrängte eine große Menge von Herren die Eintretenden. Andre tauschten in der Ferne ihre Bemerkungen über die kontrastirenden Schönheiten aus.

Zu diesen gehörten zwei hervorragende Mitglieder des Klubs, der Prinz Meriadec von Parolignac, Graf von Lissa, und der Freiherr Amadeus von Lovendal.

Der Prinz, aus einer französischen Familie stammend, die dem ehemaligen deutschen Reichsfürsten-Stande angehörte und in Deutschland begütert war, trug in seiner Figur die charakteristischen Züge der Abstammung von Männern, die mit der Faust am Schwertgriff ihr Leben im Sattel und unter der Rüstung zugebracht haben. Er war von hoher Gestalt, eleganter Haltung, hatte einen wohlgeformten kleinen Kopf und vornehme Züge. Doch hatten seine blauen Augen einen unsichern und melancholischen Ausdruck, während die Lippen, von einem kleinen blonden Schnurbart beschattet, einen spöttischen Zug verrieten, und es fehlte dem Gesicht der Stempel echter Männlichkeit.

Der Freiherr von Lovendal, wohl zehn Jahre jünger als der Prinz und höchstens fünfundzwanzig zählend, war klein und zeigte in seinen schnellen Bewegungen eine sprühende Lebenslust im Vergleich zu des Prinzen passivem Wesen. Seine schwarzen Augen funkelten gleich Sternen in dem hübschen Gesicht von gelblichem Teint und orientalischem Schnitt.

(Fortsetzung folgt.)

